

Am 14. Mai 2008 wird der sechzigste Jahrestag der Staatsgründung Israels begangen: ein denkwürdiges Datum, das sich auf vielfältige Weise betrachten lässt, so auch in den Brechungen und Widerspiegelungen der Literatur. Dass Bücher aus Israel von Amos Oz, David Grossmann oder den Autorinnenwundern um Zeruya Shalev im deutschsprachigen Raum so intensiv rezipiert werden, ist nicht weiter verwunderlich, nachdem der jüdische Lebensfaden hierzulande fast abgerissen wäre. Israel steht gewissermaßen für einen „mythischen“ Anfang; zugleich steht es aber auch für die (verzweifelte) Fortsetzung von etwas, was ihm vorausging.

Als Theodor Herzl, nationalistischer Schwärmer und Verfasser utopischer Literatur, den „Judenstaat“ ersann, konnte er sich kaum träumen lassen, dass diese „altnue“ Heimstatt fürs verstreute Volk tatsächlich einmal Wirklichkeit würde. Dem Staate Israel, Fluchtpunkt ungezählter eskapistischer Träume des „Buch-Volkes“, schien so von Anfang an eine ganz eigene Beziehung zum Buch und zum Büchermachen eingeschrieben. Selbst da noch, wo der Staatsmann Ben Gurion (eigentlich David Grün) Herzls Vision in die Herzen der Pioniere einzupflanzen versuchte.

Seit der Gründung des Staates im Jahre 1948 schien im Verständnis der Zionisten der konstitutive Gegensatz zwischen Exil und Erlösung aufgehoben zu sein. Man war angekommen. Noch 1996 hielt Israels damaliger Staatspräsident Ezer Weizman es für nötig, vor dem deutschen Bundes-

tag zu erklären: „Ich bin nicht mehr der in allen Wegen der Welt wandernde, von einem Exil ins andere vertriebene Jude.“ Man las die Geschichte des jüdischen Volkes damit teleologisch, die Ausrufung des Staates Israel – des legitimen Erben des Königreichs Davids – würde das Happy End einer leidensreichen Geschichte sein. So durften die Juden letztendlich in einer Menge von Juden untertauchen, die sensationelle Verheißung der „Normalität“, welche die Diaspora, vielleicht mit Ausnahme der USA, nicht hatte einlösen können, wurde hier Realität.

Vielgesichtiger Neuanfang

In den Selbstbeschreibungen israelischer Gründungsmythen ist Erez Israel „wie ein Phönix“ aus der Asche von Auschwitz auferstanden. Neben den Pionieren, die Palästina schon vor und während der Zeit der Vernichtung bewohnt hatten, stellten gerade die Überlebenden der Schoah den „Grundstock“ der israelischen Bevölkerung dar, die Kolonie war zu einem Asyl geworden für wandelnde Albträume und Rachegegenden, Hoffnungen und Hoffnungslosigkeiten, die eine „Mauer der Selbsterhaltung“ um sich errichten mussten, um weiterzumachen. Jerusalem lag in direkter Nachbarschaft von Auschwitz. Von dorther gesehen, behielten die Zionisten recht, und selbst jene, die vorher skeptisch gewesen waren, verstummt angesichts der Toten. Ein düsterer Sieg. Damit standen sich zwei Menschenbilder gegenüber: Israeli und Jude, „Talmudjude“ und „Muskeljude“. Und damit

auch zwei Argumentationsweisen: das handliche Schnellfeuergewehr, die Uzi, versus Ironie. Die Wehrhaftigkeit und Gewaltbereitschaft des israelischen Kollektivs waren dem Juden der Diaspora fremd. Dem Volk aus Priestern war aufgetragen, sein Gewissen zu kultivieren. Die Thora und noch mehr ihre unzähligen Kommentierungen haben den ewigen Studenten gelehrt, auf den anderen zu achten, als wäre er es selbst. „Oi Gewalt“ ist in der Diaspora Ausdruck tiefsten Entsetzens, Gewalt war für den Goi. Die Kennzeichnung des Diasporajuden als des „klassischen Antihelden“ und „Schlemiwl“ hat eine lange *literarische* Tradition. Von hier führt der Weg durch Säkularisierung und jüdische Aufklärung zu den humanistisch gebildeten und kosmopolitisch ausgerichteten, geistreichen „Stadtneurotikern“, wie man sie in der zweiten Hauptstadt des Judentums, in New York, findet. Diese Autoren der jüdischen Diaspora sind wie im Falle Philip Roths und Saul Bellows Meister der Introspektion, von Witz und Schamgefühl geblieben. Aber die Ironie ist die Waffe des Besiegten, und ebendiese sanftmütige Kultur der „Herzensbeschneidung“ und der „Dialog“-Philosophie hatte nach israelischer Auffassung dazu führen können, dass sich diese Talmudjuden von den deutschen Nationalsozialisten „wie die Lämmer“ hatten zur Schlachtbank führen lassen. Den „neuen Juden“, den Sabren, der in Israel auf den Plan tritt, quälte diese Vorstellung der „erbärmlichen“ Schwäche und Wehrlosigkeit. Eine schlimmere Beleidigung als „Feigling“ gibt es in Israel nicht. Das hebräische Slangwort „Sabon“ – Feigling – heißt eigentlich „Seife“ und bezieht sich zynisch auf die Opfer des Völkermords.

Jeder Bürger Israels leistet – ausdrücklich oder unausgesprochen – den Schwur: Nie wieder eine solche Apotheose der Ohnmacht. In dieser Hinsicht ist Israel eine eingeschworene Gemeinschaft. Der

Zionismus der Pioniere unternahm den verzweifelten Versuch, die Jahrhunderte der Diaspora, die stets aus der Erinnerung Kraft geschöpft hatte, aus dem Gesichtsfeld zu tilgen, um endlich die Zukunft ins Visier zu nehmen. Es ist nicht unerklärlich, warum sich in diesen radikalen Neuentwurf als Jude, der zugleich auch eine Abwehrstrategie darstellte, unbewusst „antisemitische“ Elemente einschleichen konnten. Der Bauer im Negev sollte das Bild des Wucherers Shylock ein für alle Mal auslöschen, jener berüchtigten antisemitischen Figur eines Juden aus Shakespeares Stück *Der Kaufmann von Venedig*, der seinen nicht zahlungskräftigen Schuldigern Fleisch aus den Rippen schnitt, der Gottesfürchtige weicht dem Mann ohne Nerven.

Den frischgebackenen Israelis konnten reine Geistigkeit und Intellektualismus nicht anders denn als Realitätsflucht erscheinen. Der Sabre – Wüstenpflanze mit harter Schale und weichem Kern – wollte dagegen auf seinem eigenen Grund und Boden von seiner eigenen Hände „ehrlicher“ Arbeit leben und die Wüste in blühende Landschaften verwandeln. Dieser von Ahron David Gordon, dem Begründer der „Religion der Arbeit“, eingeführte Zentraltopos einer „Mystik der bebauten Heimaterde“, ein Konglomerat von marxistischer Terminologie, utopischer Rhetorik und einer national gefärbten Agrarromantik, fand durch die Kibbuz-Bewegung dauerhaft Eingang ins israelische Selbstbewusstsein.

Biografie eines Staates

Auch hier ging die Fiktion der Wirklichkeit voraus. Die Literatur Israels ist viel älter als sein Staat. Ausgehend von den ersten Hymnen Bialiks, welche die Pioniere deklamierten, über die Generation der im Land Geborenen, die ebenfalls noch glühend dem Aufbau der Nation verpflichtet waren und versuchten, in ihrer Prosa die Besiedlung Palästinas als Er-

füllung eines „Menschheitstraums“ auszudeuten, lässt sich der Bogen hin zu den Wortführern Oz und Jehoschua schlagen, in denen eine leise Skepsis aufzukeimen begann und die den Mut aufbrachten, mit Blick auf den „Antihelden“ Franz Kafka nicht nur wieder an die europäische Moderne anzuknüpfen, sondern auch an die verfemte Literatur der Diaspora. Amos Oz' autobiografischer Roman *Eine Geschichte von Liebe und Finsternis* (2004) ist die Geschichte einer „schwindsüchtigen“ Mutter, die zu sehr Europäerin der Jahrhundertwende war, als dass sie nach dem „Aufstieg“ in Israel hätte aufgehen können. Oz beschreibt dieses ganze Szenario am Vorabend der Staatsgründung, in dem russisch-jüdische Intellektuelle aus Odessa, die aussahen wie Dostojewski und dachten wie Tolstoi (oder umgekehrt ...), mit Land und Leben experimentierten. Und dann kommt der Tag, an dem in den Vereinten Nationen tatsächlich die Staatsgründung beschlossen wird: „Wie in einem Angsttraum standen eng gedrängt, schweigend und reglos im gelblichen Schein der Straßenlaternen Massen aufrechter Schatten in unserem Hof, in den Nachbarhöfen, auf den Bürgersteigen, auf der Straße, auf allen Balkonen, Hunderte von Männern und Frauen, die nicht einen einzigen Ton von sich gaben, Nachbarn, Bekannte und Fremde, einige in Schlafanzügen, andere mit Jackett und Krawatte, manche hatten schlafirge Kinder auf die Schultern genommen [...] Kein Wort, kein Husten, kein Schrittgeräusch. Nur die tiefe, raue Stimme des amerikanischen Sprechers drang aus dem voll aufgedrehten Radio und ließ die Nachluft erzittern.“

Es ist diese sehr intime, autobiografische Erzählung „von Liebe und Finsternis“, die unversehens zur Biografie eines ganzen Staates wird, geschildert als kollektiver Erregungszustand, der sich dem Jungen Amos Oz auf immer einbrennt: „Dreiunddreißig Jastimmen. Dreizehn

Neinstimmen. Zehn Enthaltungen. Der Vorschlag ist angenommen. [...] Und damit ging seine Stimme in einem Brüllen unter, das aus dem Radio brach, über den freudetrunkenen Tribünen im Saal in Lake Success aufbrandete, und nach weiteren zwei, drei Sekunden der Verblüffung brüllte mit einem Schlag auch unsere entlegene Straße am Rand von Kerem Avraham, im Norden Jerusalems, in einem ersten furchtbaren Schrei, kein Schrei der Freude, ganz anders als das Brüllen der Massen im Stadion, einem unheilschwangeren Aufschrei, der das Blut in den Adern gefrieren ließ, als hätte sich für alle bereits Getöteten und alle, die noch getötet werden würden, in diesem einen Augenblick ein Fenster geöffnet.“

Genau sechzig Jahre liegt das zurück und betrifft uns doch unmittelbar. Selbst noch eine ganz junge Generation von Autoren und Autorinnen wie Etgar Keret oder Lizzie Doron, die als postironische Chronisten gegen jede zionistische Ideologie gefeit sind – selbst sie schärfen den Blick dafür, dass sich die israelische Gesellschaft nur aus ihrer Entstehungsgeschichte heraus verstehen lässt, aus ihrer Verbundenheit mit Berlin, New York oder St. Petersburg.

Internationales Interesse

Dabei liegt Israel in der Wahrnehmung der Diaspora durchaus nicht in den Randzonen der Aufmerksamkeit. Die Befindlichkeit Israels ist ein zentraler Bestandteil des alltäglichen Interesses amerikanischer, deutscher wie französischer Juden. Das lässt sich an aktuellen publizistischen Einlassungen von Alain Finkielkraut oder André Glucksmann ablesen. Auch in Romanen wie Rafael Seligmanns *Schalom, meine Liebe* (1998), Leon de Winters *Sokolows Universum* (2001) und Maxim Billers *Die Tochter* (2000) spielt Israel für die Herausbildung einer jüdischen Identität in der Diaspora eine kardinale Rolle. Philip Roth gab bereits in seinem Roman *Gegen-*

leben (1986) angesichts des Israel-Fiebers von Nathan Zuckermans Vater seine Version der *wahren Frontverläufe*: „Nicht einmal unter den Schweibern der Docks von Haifa konnte es glühendere Patrioten geben als jene, die sich in den Klubsesseln und den Swimmingpools der Wohnanlage nach dem Triumph des Sechs-Tage-Krieges versammelten.“ Der israelische Schriftsteller Yitzhak Laor hat dieses Paradox in einem Text über Philip Roth noch psychodynamisch zugespitzt: „Israel ist ein neurotisches Symptom des amerikanischen Judentums.“

Tragische Normalität

Die Zionisten wollten mit ihrem Gesellschaftsmodell der Welt noch als Vorbild dienen – ein angestammerter, hochgespannter Anspruch der Erben eines Volks aus Priestern. Was sich stattdessen in Israel etablierthat, ist jüdische Normalität. Hier sind nun alle Juden, die religiösen Fundamentalisten, die halbnackten Frauen am Strand, die Polizisten, die Kriminellen, die Richter, die Soldaten. Ob guter Jude, *jehudi tov*, ob schlechter Jude, *jehdira*, ob Patriarch oder Pate, alle sind in dieser Hinsicht gleich. Das ist das Bahnbrechende. Dieses Pathos der Normalität bereits wieder brechend, schreibt Roth in *Gegenleben*: „Sehen Sie den Baum da?“ sagte er. „Das ist ein jüdischer Baum. Sehen Sie den Vogel da? Das ist ein jüdischer Vogel. Sehen Sie da droben? Eine jüdische Wolke.“ In Israel sollten die Juden Ruhe finden. Nicht mehr schlafen müssen wie die Eule, immer mit einem Auge geöffnet. Stattdessen ist heute das „Klima“ in Israel höchst lebendig, aber oft auch höchst angespannt. Gerade an dem Ort, der ihnen endlich Sicherheit geben sollte, grassieren wieder Ängste um Leib und Leben. Und mit der ganzen Ironie der Geschichte geraten Juden wieder unter Druck, sich vor der Welt rechtfertigen zu müssen. Diese schreiende Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit hat Roth bewogen, in seinem Buch

Operation Shylock das satirisch-groteske Konzept des „Diasporismus“ vorzulegen. Der Doppelgänger Roths zieht durch Israel und wirbt als „Anti-Herzl“ oder „Anti-Moses“ darum, die Juden Israels wieder zurück in alle Welt zu verfrachten. Die Bevölkerung von Warschau würde sie mit Beifall zu Hause willkommen heißen, wenn sie in ihren Waggons (!) einträfen: „Unsere Juden sind wieder da.“

Roths aberwitzige Groteske, dieses Szenario für einen Film der Marx-Brothers, war bereits bei seinem Erscheinen vor fünfzehn Jahren schrecklich komisch. Heute hat die Realität die Fiktion nahezu eingeholt. Der Zwiespalt zwischen Gewalt und Gewissen geht mitten durch Israel hindurch. Hier sitzen auch die härtesten Kritiker israelischer Politik, jüdische Stimmen, deren Wahrnehmung von Macht und Unterdrückung durch die eigene Erfahrung von Macht und Unterdrückung geschärfst ist. Manche haben das Gefühl, in der Unterdrückung der Palästinenser ihre Geschichte verraten zu haben. Die anderen aber wollen gerade darin unmissverständlich unter Beweis gestellt sehen, dass sie aus der Geschichte gelernt haben. In dieser tragischen Konstellation wird das Selbstbild als Opfer weitergetragen, selbst da, wo es längst von der Wirklichkeit eingeholt und überholt wurde. Hier erweist sich auf soziopsychologischer und literarischer Ebene ein so inniger Verweisungszusammenhang zwischen einer jüdischen Erfahrung in der Diaspora und in Israel, dass der Antagonismus in sich zusammenfällt.

Man könne von der Geschichte nichts lernen, sagt der Wiener Autor Robert Menasse, weil sie Analphabetin sei. Und bislang hat Literatur die Geschichte auch nicht zwingen können, lesen zu lernen. Aber sie wird es weiter versuchen – Literatur über und aus Israel, die tiefe Einblicke in das Selbstverständnis eines Landes gewährt, das auch von der *literarischen* Landkarte nicht mehr wegzudenken ist.